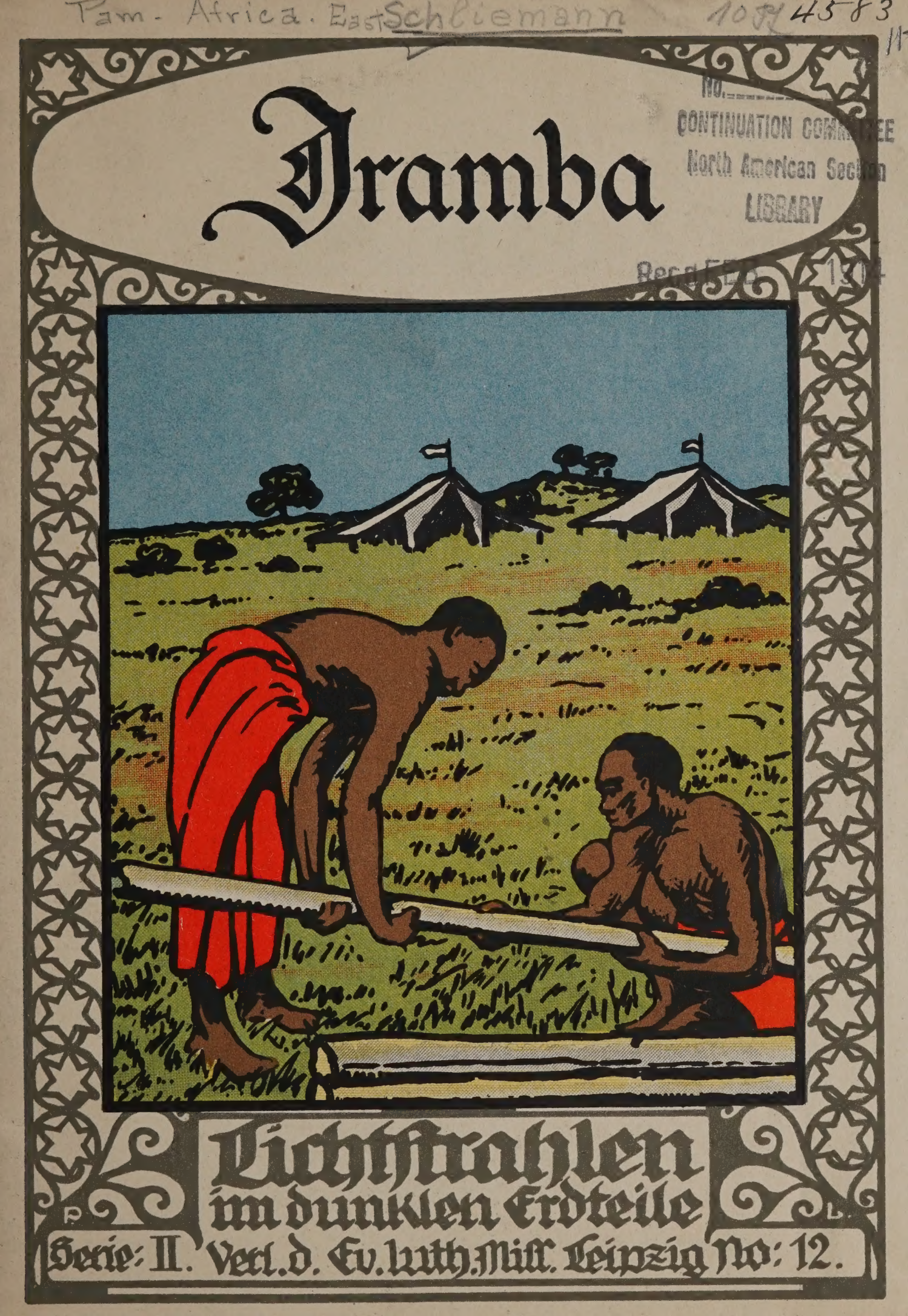
Iramba



Lichtstrahlen im dunklen Erdteile

Serie: II. Verl. d. Ev. luth. Miss. Leipzig No: 12.



Iramba

Ein neues Arbeitsfeld der Leipziger Mission in Deutsch-Ostafrika

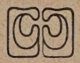
---

Von

Konrad Schliemann

Pastor in Lanken

Mit 6 Abbildungen und 1 Karte



Leipzig 1913

Verlag der Evang.-luth. Mission

Lf. Nr. 146.



Zion muß größer werden!

„Auf, laßt uns Zion bauen
im fröhlichen Vertrauen
zum Herren Jesus Christ!
Zion muß größer werden,
so groß, daß auf der Erden
kein Mensch mehr außer Zion ist.“

„Zion muß größer werden“, denn unser Herr Christus will es. Sein Evangelium soll in der ganzen Welt gepredigt werden; denn er ist ein Heiland aller Menschen. Ist das aber sein Wille, so können auch wir nichts sehnlicher wünschen, als daß die ungezählten Scharen armer Heiden, die noch fern sind vom Reiche Gottes, teilgewinnen an seinen ewigen Gütern und Gaben, die wir schon besitzen. So hat die Leipziger Mission gedacht, als sie neben ihrem alten Arbeitsfeld in Indien ein neues in Ostafrika übernahm. Hiermit folgte sie zugleich dem Wunsche ihrer Freunde, daß auch den Heiden in einer unserer neuerworbenen deutschen Kolonien das Evangelium gebracht werden möchte.

Das war vor 18 Jahren. Da legte sie am Kilimandjaro den Grund zu einem stattlichen Zionsgebäude. Seitdem ist der Bau wunderbar gewachsen. Seine Mauern wurden hinübergeführt nach dem Paregebirge und an den Meru. 73 Kapellen sind erstanden und 83 Schulen. Neben mehr als 2000 getauften schwarzen Christen hören tausende von Heiden allsonntäglich die Botschaft von der heilsamen Gnade Gottes. Wenn Gott die Arbeit in gleicher Weise weiter segnet, so wird in absehbarer Zeit das ganze Dschaggavolk samt den Nachbarstämmen vom Evangelium erreicht sein. Da fordert es schon menschliche Klugheit und Voraussicht, beizeiten die Grenzen zu erweitern, damit nicht einmal später das jetzt noch vorhandene Hinterland verschlossen ist. Eile tut aber auch um deswillen not, weil der Islam, die Religion Mohammeds, in ganz Ostafrika vordringt. Wo einmal der Halbmond herrscht, da hat die christliche Mission wenig Aussicht auf Erfolg. Christus oder Mohammed, Kreuz oder Halbmond — so lautet jetzt die Losung. Darum schnell im ganzen Lande die Kreuzesfahne Christi aufgepflanzt, ehe die Religion des falschen Propheten die Herzen erobert und verhärtet! Das war auch mit ein Grund, warum unsere Leipziger Mission nicht länger zögern zu dürfen glaubte, in Ostafrika ein neues Arbeitsfeld zu besetzen.

Auf Pionierpfaden.

Ein Blick auf die Karte von Deutsch-Ostafrika zeigt, daß die evangelische Mission in den Grenzgebieten bereits eifrig arbeitet. Die weiten Länderstrecken im Innern aber sind noch ziemlich unbesetzt. Nur im Osten ist die Englische Kirchliche Mission etwas weiter vorgedrungen, und von ihrem Arbeitsfeld unter den Konde aus am Nordende des Njassa-Sees hat die Brüdergemeinde nach Norden zu eine lange Kette von 6 Missionsstationen angelegt, deren nördlichste, Urambo, recht im Herzen des Schutzgebietes liegt. Es lag der Leipziger Mission von vornherein nahe, für den Neubau an diejenigen Völker zu denken, welche zwischen diesen Stationen der Brüdergemeinde und unserer Mission am Meru wohnen, um dem neuen Unternehmen doch einen gewissen Anschluß zu geben. Dazu kam, daß gerade während dieser Erwägungen unsere Missionsleitung durch die Direktion der Brüder-Unität auf diese Gegenden aufmerksam gemacht wurde. Darin sah sie mit Recht einen Fingerzeig Gottes.

Aber bei welchem der vielen Völker und Stämme in diesen weiten Landstrichen sollte mit der Arbeit begonnen werden? Um die richtige Antwort auf diese Frage zu finden, unternahmen unsere beiden Dschagga-Missionare Müller und Fokken, die sich in jahrelanger treuer Arbeit reiche Erfahrungen erworben haben, im Auftrage des Missionskollegiums im Jahre 1909 eine Erkundungsreise. Am 19. Juni brachen sie von der Station Nkoaranga am Meru mit 43 Eingeborenen in südwestlicher Richtung auf, durchzogen nacheinander die Landschaften Iraku, Issansu, Iramba, Ussure, Turu und Ussandaui und studierten dabei überall Land und Leute gründlich. Ihre Beobachtungen haben sie in genauen Tabellen niedergelegt, welche über diese 6 Länder, ihre Größe, Einwohnerzahl, Bodengestalt, Klima, Wasserverhältnisse, über Sprache, Kleidung, Sitten, Waffen, Wohnungen der Bewohner und anderes mehr Auskunft geben. Wenn wir bedenken, welche ungeheuren Schwierigkeiten auf einer solchen Reise durch Inner-Afrika zu überwinden und welche Strapazen zu erdulden sind, wie mühsam die Verständigung mit den Eingeborenen ist, da sie nur durch Dolmetscher erfolgen kann oder in einem schlechten Suaheli, das in diesen Gegenden von einzelnen gesprochen wird, so müssen wir staunen über das reiche Material, welches die beiden Missionare in der kurzen Zeit von 6 Wochen gesammelt haben.

LEIPZIGER MISSIONSGEBIET in OST-AFRIKA



Kath. Miss.-Station — Station d. Ev. luth. Mission zu Leipzig

-------Marschweg von Moschi nach Jramba — Eisenbahn

.... " " " Kilimatinde nach Jramba — Militärstation

Verlag der Evang.-luth. Mission in Leipzig. — Maßstab 1 : 5 030 000

Freilich wurden ihre Forschungen dadurch wesentlich erleichtert, daß die Chefs der deutschen Militärposten, welche sie auf ihrer Reise berührten, ihnen bereitwilligst Auskunft erteilten und ihnen auch sonst in mancher Weise behilflich waren.

Auf Grund ihrer Berichte entschloß das Missionskollegium sich, in erster Linie die Landschaft Iramba als neues Arbeitsfeld ins Auge zu fassen. Diese liegt ziemlich in der Mitte des Gebietes. Sie ist dicht bevölkert, etwa 50 000 Menschen mögen dort wohnen. Die Bewohner sprechen eine Bantusprache. Das Klima und die Wasserverhältnisse sind nicht ungünstiger, sondern eher noch besser als in den übrigen Landschaften. Auch gilt das Plateau von Iramba für fieberfrei. Dazu ist die Verbindung verhältnismäßig günstig; denn einmal wird Iramba von der großen Karawanenstraße berührt, die von Kilimatinde nach Muansa am Viktoriasee führt, und sodann ist es in 6—8 Tagereisen von Kilimatinde und einigen andern Stationen der neuen Eisenbahn zu erreichen, die von Daressalam quer durch Deutsch-Ostafrika nach dem Tangajika-See geführt wird und bis Tabora schon in Betrieb steht. Endlich spricht auch für Iramba, daß es bisher vom Islam gänzlich unberührt geblieben ist, während er in Iraku und Issansu bereits eingedrungen ist und in anderen Landschaften schon ziemliche Verbreitung gefunden hat.

Aber mit der Gründung mußte noch etwas gewartet werden; denn es fehlte vor allem an den nötigen Kräften, da die Dschagga-Mission damals keine Missionare entbehren konnte. Erst im Februar 1911, während der Visitation der afrikanischen Mission durch Missionsinspektor Weishaupt, wurde auf der Visitationskonferenz festgestellt, daß es nun möglich sei, die Mission in Iramba zu beginnen. Zugleich wurden von allen versammelten Brüdern einstimmig die Missionare Ittameier und Wärthl als diejenigen bezeichnet, denen das Werk anvertraut werden solle, und beide erklärten sich mit Freuden bereit, den schweren, aber ehrenvollen Auftrag zu übernehmen.

Zunächst aber war es nötig, das neue Missionsgebiet etwas gründlicher zu erforschen, als es auf der ersten Reise möglich gewesen war, und womöglich einen Platz für die Anlage der ersten Station auszuwählen.

In der Frühe des 14. Juni 1911 herrschte auf der Missionsstation Nkoaranga am Meru ein reges Leben. Die Brüder Ittameier und Wärthl schickten sich zur Reise nach Iramba an. Beinahe freilich hätte [diese noch] eine unliebsame Verzögerung erfahren. Denn die Missionare konnten trotz aller Bemühungen nicht die nötigen

Träger bekommen, und wenn Missionar Ittameier nicht am Meru durch seine frühere Wirksamkeit bekannt gewesen wäre, so hätten sie erst nach Schira zurückgehen und dort Träger anwerben müssen. Schließlich fanden sich doch 18 Männer und 4 junge Burschen bereit, die Missionare zu begleiten. Sie sprachen es offen aus, daß sie einem unbekannten Europäer nicht gefolgt wären, aber mit „bwana Ittameier" wollten sie gehen. „Der gibt uns keine Trübsal zu essen." Eigentlich war die Zahl der Träger viel zu klein, die Missionare mußten daher die an sich schon recht beschränkten Lasten noch weiter verringern und manches wirklich Nötige zurücklassen. Die Träger hatten ihre einfache Ausrüstung schnell beschafft: ein paar Sandalen, eine Kürbisflasche, einen Stock oder Speer und recht viel Schnupftabak. Dazu bekam jeder eine Decke. Als Lohn erhielten sie die tägliche Kost und monatlich 10 Rupien oder 13 Mark.

Von Nkoaranga marschierte die kleine Karawane zunächst nach Aruscha, wo noch einige Ausrüstungsgegenstände eingekauft wurden. Dann ging's nach herzlichem Abschied von den Missionsgeschwistern hinaus in die afrikanische Wildnis. Der erste Teil der Reise verlief verhältnismäßig leicht und glücklich, wenn auch natürlich die Strapazen und Entbehrungen, welche eine Karawanenreise in Afrika mit sich bringt, den Brüdern nicht erspart blieben. In aller Frühe brach man gewöhnlich auf, um nicht in den heißen Tagesstunden marschieren zu müssen. Mehrmals aber war das Wasserloch, an dem man lagern wollte, völlig ausgetrocknet, so daß unter den glühenden Strahlen der afrikanischen Sonne noch einige Stunden weiter marschiert werden mußte bis zur nächsten Wasserstelle durch öde Steppen, über Berge und Klippen, über fieberdrohende Sümpfe und durch heiße Täler, in denen neben anderen schädlichen Insekten auch die giftigen Tsetsefliegen in Menge vorkamen, führte der Weg. Die Nächte waren zumal auf den Hochplateaus oft empfindlich kühl, während die Hitze am Tage zuweilen unerträglich war. Am meisten litten die Reisenden unter dem Wassermangel. Fließendes Wasser trafen sie zum letztenmal für lange Zeit einige Stunden hinter Aruscha. Später freuten sie sich über jede schmutzige Wasserlache, welche sie fanden. „In einer felsigen Regenschlucht," schreibt Missionar Ittameier einmal, „befindet sich ein Wassertümpel. Aber was für Wasser! Gut, daß man in der Nacht die Farben nicht mehr genau unterscheiden kann. Wir merkten es nur am Reis, der einen verdächtigen grauen Ton nach dem Kochen angenommen hatte, und am Tee, dessen fataler Geschmack nur durch viel Zucker etwas

unterdrückt werden konnte. Ach, wie wird man bescheiden in bezug auf das Wasser! Wenn man jeden Tag nur eine Pfütze findet, so ist man vollständig zufrieden, mag das Wasser sein, wie es will."

So gelangten die Reisenden in 9½ Tagen über Umbugwe und Iraku nach Mkalama, dem deutschen Militärposten in der Landschaft Issansu, den der Oberleutnant von Blumenthal befehligt. Da demselben auch Iramba unterstellt ist, so benutzten unsere Reisenden die Gelegenheit, über alle für sie wichtigen Verhältnisse um Auskunft zu bitten, die ihnen auch bereitwilligst erteilt wurde. Nach einem Rasttag in Mkalama brachte ein weiterer Tagesmarsch die Reisenden bis an das Hochplateau von Iramba. Am folgenden Tage wurde das Plateau erstiegen und im südlichen Teil des Landes bei dem Jumben, d. h. Bezirksvorsteher, Kiringa das Lager aufgeschlagen; denn es schien ratsam, die neue Missionsstation im Süden anzulegen, um der Eisenbahn möglichst nahe zu kommen.

Die wichtigste Aufgabe war es nun, einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Deshalb durchstreiften die beiden Missionare im Laufe einer Woche das Südplateau nach allen Richtungen hin. „Trotz der Übersichtlichkeit des Geländes," schreibt Missionar Ittameier, „war es nicht leicht, eine geeignete Wahl zu treffen. Die erste Forderung für eine Missionsstation ist zentrale Lage, um überallhin an das Volk kommen zu können. Das andere Haupterfordernis ist Lage an einem Flußlauf, der das ganze Jahr über Wasser hat, damit man nicht auf die Wasserstellen der Eingeborenen, die zugleich Viehtränken sind, angewiesen ist. Die befriedigende Lösung der letzteren Frage machte einige Schwierigkeiten. In einem relativ wasserarmen Lande wie Iramba ist die Besiedelung längs der Flußbetten naturgemäß eine besonders dichte. An diesen Stellen fanden wir überall Hütten und Felder. Es lag uns aber daran, die Landinteressen der Eingeborenen möglichst wenig zu beeinträchtigen. Verschiedene Plätze faßten wir ins Auge; aber alle entsprachen nicht ganz den Anforderungen, teils wegen zu geringen Umfanges, teils wegen schlechten Bodens oder wegen ihrer dem Wind zu sehr ausgesetzten Lage. Schließlich zog ein ¼ Stunde unterhalb des Gehöftes des Jumben Kiringa gelegener Platz unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er erfüllte die Bedingung zentraler Lage; auf allen Seiten in weitem Umkreis wohnt viel Volk. Er grenzt an einen breiten Nebenfluß des Kenganombe, den Huruma, der nach Aussage der Eingeborenen das ganze Jahr hindurch

Wasser hat. Dabei ist er völlig eben und hat guten, zum Teil vorzüglichen Boden. Siedelungen Eingeborener liegen nicht auf ihm,



Aruschamann. Einer unserer Träger.

nur einige kleine Felder am Flußufer. Ein Steinhügel im Nordosten gewährt nicht nur einigen Schutz gegen den Wind, sondern liefert auch Bausteine in jeder Menge und Größe. Nachdem wir die

nähere und weitere Umgebung genau durchforscht hatten, kamen wir zu der Überzeugung, daß jener Platz der richtige Ort für die Errichtung einer Missionsstation sei, und unternahmen demgemäß die nötigen Schritte, dieses Grundstück unserer Mission zu sichern."

Die Eingeborenen waren anfangs etwas zurückhaltend, wurden aber allmählich zutraulicher. Als die Missionare sich entschieden hatten, setzten sie in einer Versammlung dem Jumben Kiringa und einer größeren Anzahl älterer Männer den Zweck ihres Kommens auseinander und baten um Überlassung des erwählten Grundstückes. Die Leute äußerten sich zwar zustimmend, meinten aber, daß sie ohne die Einwilligung des „großen Herren", des Bezirkschefs von Mkalama, keine bindende Zusage geben könnten. Es war daher eine freundliche Fügung Gottes, daß Oberleutnant von Blumenthal gerade in diesen Tagen auf einer Dienstreise dorthin kam. So konnte die Landangelegenheit gleich geregelt und das oben beschriebene Grundstück für unsere Mission belegt werden. Es bildet ein längliches Viereck von 1200 m Länge und 450 m Breite, das sich längs des Flusses Ruruma hinzieht. Besonders günstig ist es, daß es jederzeit leicht vergrößert werden kann. Da die Regierung den Platz für Kronland erklärt, muß das Grundstück von derselben gepachtet werden.

Als die Missionare ihre Hauptaufgabe glücklich gelöst hatten, dachten sie daran, auch den Norden von Iramba zu erforschen; aber ein schweres Mißgeschick machte dies unmöglich. Am 2. Juli erkrankten plötzlich 8 von den Trägern an dem Zeckenfieber, einem Rückfallfieber, das gewöhnlich 8 Tage nach der Ansteckung zum Ausbruch kommt; in Zwischenräumen treten dann öfter Rückfälle ein, bis der Körper die Krankheit wieder überwunden hat. Die Leute waren offenbar in Mkalama in einem Rasthause angesteckt worden. Die an der Karawanenstraße von Kilimatinde nach Muansa errichteten Rasthäuser sollen vielfach verseucht sein und wurden deshalb später von den Missionaren gemieden. Nun begann eine schwere Leidenszeit für die kleine Reisegesellschaft. Die Zahl der Kranken stieg schnell auf 17. Wie sollten sie mit diesen kranken Trägern den Rückmarsch bewerkstelligen? In Iramba konnten sie auch nicht bleiben, weil ihnen für einen längeren Aufenthalt die Mittel fehlten. So blieb den Missionaren keine Wahl, sie mußten sich schweren Herzens zum Aufbruch entschließen. Die Kranken selber erleichterten ihnen diesen Entschluß; sie verlangten

heim und meinten, für den Marsch seien sie noch kräftig genug. Sie kamen auch glücklich bis Mkalama. Hier aber waren die meisten der Kranken bereits so schwach, daß sie ihre Lasten nicht mehr tragen konnten. Es mußten daher neue Träger angeworben werden, mit deren Hilfe die ganze Reisegesellschaft noch den Militärposten in Iraku erreichte. Erstaunlich war die Geduld der Schwarzen; ohne ein Wort der Klage oder gar des Vorwurfs ertrugen sie ihre Schmerzen, während sie sich mühsam vorwärtsschleppten. Und rührend war das Vertrauen, mit dem sie auf die Missionare blickten; sie waren ganz sicher, daß diese sie schon wieder heimbringen würden.

In Iraku wurde eine fünftägige Rast gemacht, um den Kranken Ruhe zu gönnen. Einige derselben waren so schwach, daß sie nicht mehr aufstehen konnten. Aber die Verpflegung gestaltete sich hier äußerst schwierig. Dazu war der Aufenthalt in der kalten Bergluft den Kranken, die ja im Freien kampieren mußten, nicht dienlich. Auch die Missionare litten in ihren zugigen Zelten unter der Witterung, besonders Missionar Ittameier, der selber einen Fieberanfall bekam. Im Vertrauen auf Gott mußten sie es deshalb wagen, weiter zu marschieren, obwohl die größte Schwierigkeit, der mindestens viertägige Marsch von Umbugwe bis Aruscha durch die öde, heiße, fast wasserlose Steppe noch vor ihnen lag. Die Kranken selber drängten zum Aufbruch, aber einer von ihnen war so schwach, daß er nicht auf den Füßen stehen konnte. In dieser Not hörten die Missionare durch Gottes gnädige Fügung von einem menschenfreundlichen Inder. Der war denn auch gleich bereit, den Kranken aufzunehmen. Die Missionare zahlten ihm eine Entschädigung und gaben auch dem Kranken etwas Geld, damit er nicht mittellos zurückbleibe. Dann marschierten sie weiter. Aber nach wenigen Stunden brach wieder ein Kranker zusammen, dem bald noch ein zweiter folgte. Es blieb nichts anderes übrig, als sie zurückzutragen und ebenfalls dem Inder anzuvertrauen. Wie blutsauer mag es den Missionaren geworden sein, die treuen Leute in der Fremde zurückzulassen. Aber es ging nicht anders; denn hätten sie sie mitgenommen, so wäre das ihr sicherer Tod gewesen. Nun ging's in Gottes Namen vorwärts; und der Allmächtige erhörte ihr Flehen. Zwar brachten diese letzten und schwersten Tage der Reise noch unendlich viel Angst und Not; aber am 25. Juli, genau 6 Wochen nach dem Ausmarsch, erreichten sie doch wieder den fließenden Bach vor Aruscha und schlugen hier mit Lob und Dank zum letztenmal das Lager auf. Am nächsten

Tage waren sie wieder in Nkoaranga. „Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe."

Land und Leute von Iramba.

Der Hauptteil Irambas ist ein welliges, mit vielen Steinhügeln besetztes Hochplateau, das sich von Norden nach Süden von etwa 1600 m auf 1400 m senkt. Es mag gegen 10 Stunden lang und 5 Stunden breit sein. Auf diesem Hochplateau wohnen etwa 30 000 Menschen, während die übrigen 20 000 Bewohner Irambas in der angrenzenden Steppe leben. Das Land zerfällt in 26 Jumbenschaften. Diese Einteilung ist aber erst durch die deutsche Schutzherrschaft entstanden. Da es nämlich keine Stammeshäuptlinge gab, so teilte die Regierung das Land in 26 Bezirke und ernannte für jeden einen „Jumben", der die Aufsicht führt und die Befehle und Verfügungen der Verwaltung den Leuten übermittelt. Der Hauptstrom des Hochplateaus ist der Kenganombe, mit dem sich mehrere kleine und größere Flußläufe vereinigen. Alle diese Flüsse führen nur zur Regenzeit in ihren meist sehr breiten Betten Wasser. Donn freilich werden sie häufig zu reißenden Strömen, in denen mannshohe Wogen donnernd ins Tal streben. Nicht mit Unrecht wird daher der Kenganombe der „Rinderverschlinger" genannt, und der Ruruma, an dem das neuerworbene Grundstück unserer Mission liegt, „der Donnerer". In der übrigen Zeit des Jahres dagegen sind die meisten dieser Flüsse völlig wasserleer. Erst einige Fuß unter der Sandoberfläche findet man frisches, klares Wasser. Fließende Quellen sind nur sehr spärlich vorhanden. Diese Wasserarmut des Landes ist vor allem durch das gänzliche Fehlen der Wälder veranlaßt. Das ganze Plateau ist von den Bewohnern völlig abgeholzt. Nur einzelne Bäume, meistens riesige Sykomoren, die als Opferbäume geschont werden, finden sich im Lande zerstreut. Die auf den Bodenwellen des Hochplateaus sich erhebenden Felsgruppen und Steinhügel sind dürftig mit dornigen Büschen, Aloen und Agaven bewachsen. An Gesteinsarten kommen vor allem Granit und Gneis vor. In den Flußbetten findet man oft schöne Kristalle, zuweilen sogar Gold, und das Goldbergwerk Sekenke am Westfuße des Plateaus in der Steppe scheint ganz erhebliche



Der Felshügel Kimagoe bei Nuruma in Iramba.

Erträge abzuwerfen. Der Boden ist lehmig, an manchen Orten sandig und im allgemeinen recht fruchtbar.

In den Felsgruppen des Plateaus finden zahlreiche große, blaurote Eidechsen ihre Schlupfwinkel. Sonst ist die Tierwelt im ganzen ebenso spärlich wie die Pflanzenwelt. Nur Raben gibt es in großer Zahl, die unsern deutschen Raben bis auf den weißen Hals und die weiße Brust völlig gleichen. Zu bestimmten Jahreszeiten kommen Scharen von schwarzen Störchen ins Land, verschwinden aber nach einiger Zeit wieder. Auch Riesentrappen sieht man häufig, eine Straußenart von mächtiger Größe; bei einem Exemplar, welches die Missionare schossen, um die sonst sehr einfache Speisekarte etwas zu bereichern, betrug die Flügelspannweite fast 3 Meter. Von den Vierfüßlern ist eine kleine, rehartige Antilopenart am meisten vertreten. Des Nachts lassen sich Hyänen und Schakale hören, und in der Steppe sollen die Löwen noch zahlreich vorkommen. Termiten, jene große Ameisenart, vor welcher nichts sicher ist, und Moskiten sind auch in Iramba, wie fast überall in den Tropen, eine schlimme Plage. Das Klima ist wegen der hohen Lage und der trockenen Luft im ganzen gesund. Auch Malaria soll nicht heimisch sein; trotzdem erkrankten später sowohl Missionar Ittameier als auch zwei der mitgenommenen Burschen an dieser heimtückischen Krankheit. Wahrscheinlich war dieselbe aber von auswärts eingeschleppt.

Den Missionsfreund interessieren in einem heidnischen Lande vor allem die Bewohner; denn um ihretwillen schicken wir ja unsere Missionare aus, damit aus verlorenen Sündern selige Gotteskinder werden. Die Bewohner Irambas nennen sich Waniramba. Sie sind im Durchschnitt nur mittelgroß und durchweg von dunkelbrauner Farbe. Ihr Körperbau ist gedrungen und sehnig und bietet keinen üblen Anblick. Nur das Gesicht ist nicht hübsch, vor allem wegen der geschlitzten Augen, die namentlich bei den Frauen häufig vorkommen. Ihre Kleidung ist dieselbe wie bei den meisten Negern, die mit der Kultur erst wenig in Berührung gekommen sind. Die Männer tragen ein Lendentuch oder ein Stück blaues Zeug, das über die Schultern geschlungen wird, die Frauen meist nur einen bis zu den Knien reichenden Schurz aus Fellen. Bei festlichen Gelegenheiten binden sie dazu noch einen breiten Gürtel von weißen Perlen um. Außerdem tragen beide Geschlechter Arm-, Hals- und Beinspangen aus Messing oder Eisendraht. Die männliche Jugend freilich, die viel außer Landes auf

Arbeit geht, ist schon moderner geworden. Die jungen Männer sieht man noch selten in der altheimischen Tracht; sie ziehen den Kansu vor, ein hemdartiges Gewand, und den roten Fez; auch Hosen und Wickelgamaschen sind schon sehr beliebt. Als Waffen führen die Irambaleute einen kleinen runden Schild aus Kuhhaut mit einem Buckel in der Mitte und einen leichten, kurzen Wurfspeer; dazu an der Seite ein kurzes, zweischneidiges Messer, oft mit einem Elfenbeingriff. Diese Waffen dienen ihnen aber mehr zum Schmuck, und den Schild gebrauchen sie vor allem als Sonnen- oder Regenschirm. Überhaupt sind sie nichts weniger als kriegerisch, und an Mut und Tapferkeit scheint es ihnen sehr zu fehlen. Vor Beginn der deutschen Herrschaft haben sie natürlich auch ihre Kämpfe und Raufereien gehabt; jetzt „raufen sie," wie Missionar Ittameier erzählt, „beim Bier, und Beulen, Schrammen und eingeschlagene Zähne legen Zeugnis von ihren Heldentaten ab. Aber sie sind doch richtige Furchthasen. Vor den wilden Tieren haben sie eine heillose Furcht. Ein Mann vom Meru oder aus Schira macht sich wenig daraus, irgendwo in der Steppe die Nacht zu verbringen; er legt sich einfach unter einen Busch, während der Irambamann sich unter einem Wall von Dornen vergräbt. Um so tapferer sind sie mit dem Munde. Sie haben leicht etwas Vorlautes, sind aber gutmütig wie alle Bantuneger, und immer zum Schwatzen, Lachen und Singen aufgelegt."

Die Hauptbeschäftigung der Waniramba ist der Ackerbau. Während der Feldbestellung arbeiten sie unermüdlich vom Morgen bis zum Abend. Dann greift alles zur Hacke, der „alte Großvater sowohl wie der kleine Knirps, der kaum die Hacke tragen kann", und in einer langen Reihe aufgestellt brechen sie unter rhythmischem Gesang den Boden um. Die Hauptfrucht auf ihren Feldern ist das Negerkorn (Durrha). „Sie mahlen es zu Mehl und bereiten daraus das Nationalgericht, ugali, einen dicken Brei aus Mehl, Wasser und gegorener Milch. Das ist ihr Brot." Auch Bier brauen sie aus dem Korn und genießen es in großen Mengen; besonders zur Feldarbeit nehmen sie stets große Biertöpfe mit. Wenn sie einem Gast Bier anbieten, so trinken sie erst einen Schluck davon, um zu zeigen, daß es nicht vergiftet ist. Denn es kommt häufig vor, daß sie ihre Feinde durch Gift aus dem Wege räumen. Sonst bauen sie noch Erdnüsse, Kürbisse, Melonen, Süßkartoffeln, Bohnen und Mais. — Außerdem betreiben sie die Viehzucht mit großem Eifer. Das Plateau Irambas ist reich an Vieh;

vor allem sind Zeburinder, Schafe und Ziegen vertreten. Aber die Rassen sind ziemlich entartet. Die Rinder sind wohl groß und fleischig, geben aber nur so wenig Milch, daß die Missionare häufig keinen Tropfen kaufen konnten. Die Schafe haben wenig Wolle, und die Ziegen sind ungewöhnlich klein. Das Vieh findet



Jumbe Kiringa und Sohn, Nachbarn der Missionare.

seine Unterkunft nicht wie bei den Wadschagga am Kilimandjaro mit den Menschen zusammen in den Hütten, sondern bleibt während des ganzen Jahres nachts unter freiem Himmel auf dem Hofe. Auch die Wohnungen, Temben genannt, unterscheiden sich wesentlich von den Hütten der Wadschagga. Während letztere eine runde Form haben und in eine hohe Spitze auslaufen, bilden die Temben der Waniramba ein längliches Viereck mit einem flachen Dache, welches zugleich als Aufbewahrungsort der Früchte dient. Die

Temben sind so niedrig, daß sie in dem Landschaftsbild fast ganz verschwinden. Namentlich zur Zeit der Kornreife sind sie zwischen den Kornfeldern so verborgen, daß nur die dichter stehenden Bäume und Büsche sie verraten. Meistens sind die Temben mit Hecken umgeben; der dadurch entstehende Hof wird als Viehhürde benutzt. Rings herum liegen die Felder.

In diesen Temben spielt sich das Familienleben ab. Wie bei allen heidnischen Negern herrscht auch bei den Waniramba



Hütte der Irambaleute mit Umzäunung.

die Vielweiberei, die natürlich ein inniges und glückliches Familienleben unmöglich macht. Aber die Stellung der Frau ist doch nicht so schlecht wie bei manchen andern Stämmen. Die Frauen sind freilich rechtlos, sie sind von allem Besitz ausgeschlossen und können jederzeit vom Manne fortgejagt werden. Aber dies kommt doch nicht allzu häufig vor, weil der Mann die Arbeitskraft der Frau nicht entbehren kann. Aus demselben Grunde werden die Frauen im allgemeinen ziemlich gut behandelt. „Sie machen durchaus keinen geknechteten Eindruck, sind freundlich und nicht auf den Mund gefallen.“ Läuft einmal eine Frau ihrem Manne fort,

dann setzt er alles daran, sie wieder zu bekommen. Gelingt ihm dies nicht, so fordert er von dem Vater den Kaufpreis zurück, den er einst bei der Heirat bezahlt hat, um sich dafür eine andere Frau zu kaufen. Denn die Frauen können im Haushalte nicht entbehrt werden, da sie die Hauptarbeit zu leisten haben. Bei der Feldarbeit legen freilich auch die Männer fleißig mit Hand ans Werk. Sind aber die Felder bestellt, so beginnt für die männliche Bevölkerung die Reisezeit oder die Bummelzeit, während die ganze Arbeit den Frauen überlassen wird. Die alten Männer „weiden das Vieh oder sitzen daheim herum, gehen zum Bier und vertreiben sich die Zeit mit einer Art Brettspiel." Die Burschen und jüngeren Männer dagegen sind wonderlustig; sie ziehen in Scharen nach auswärts, um beim Bahnbau oder auf Plantagen oder in dem Goldbergwerk Sekenke Arbeit zu suchen. Einige bringen von solcher Reise ganz nette Ersparnisse nach Hause, die meisten aber kommen mit leeren Händen, da sie ihren Verdienst sogleich wieder vertun. Allerlei Krankheiten dagegen, schlechte Sitten und Gewohnheiten bringen sie aus der Fremde mit. Sie sind durch diese Reisen wohl etwas gewandter geworden, sprechen ziemlich fließend Suaheli, aber sie haben sich auch ein freches und vorlautes Wesen angewöhnt, und das Biedere, das den älteren Männern eigen ist, verloren.

Trotz dieser Reisen ins Ausland haben die Waniramba für den Wert des Geldes noch wenig Verständnis. Das zeigte sich schon auf der ersten Reise bei dem Einkauf von Lebensmitteln, den die Missionare gewöhnlich ihren Trägern überließen. Dabei spielten sich die ergötzlichsten Szenen ab. „Für alles und jedes, was die Leute brachten," schreibt Missionar Ittameier, „ob viel oder wenig, verlangten sie ½ Rupie (65 Pfennige), ließen aber gewöhnlich mit sich reden. Einer bringt einen großen Korb Mehl und will ½ Rupie dafür. Ich rufe einen meiner Leute, um den Handel zu machen. Der kommt und drückt mit der Hand auf das lose gehäufte Mehl. Ein Entrüstungsschrei. ‚Warum betrügst du den Europäer?' Der andere kapiert nicht. ‚Da schau!' Er zieht seine Keule aus dem Gürtel und stampft mit dem Stiel das Mehl in den Korb, bis es beinahe wie ein Stein geworden und der Korb nur mehr halbvoll ist. ‚Vorwärts, hol' weiteres Mehl, damit der Korb voll wird; dann bekommst du deinen Nussu (½ Rupie).' Dies geschieht dann gewöhnlich auch, und der Handel wird zu beiderseitiger Zufriedenheit geschlossen. Ein anderer meint es schlauer zu machen, bringt eine kleine Kürbisschale Mehl und will ebenfalls Nussu. Hohngelächter

diesseits. Jener spielt nun seinen Trumpf aus. ‚Wenn ich,' sagt er, ‚an die Küste gehe und verkauf es dort, mein Mehl, so gibt mir jeder 1 Rupie.' ‚Dann lauf an die Küste und verkauf's; hier bekommst du 10 Heller; denn hier ist pori (Wildnis)!' ist die prompte Antwort. Protest jenseits, daß man sein Land für pori ansieht, aber schließlich zieht er mit 10 Hellern ganz vergnügt ab. So geht es stundenlang zu."

Man sieht, die Irambaleute sind ein harmloses, munteres Völkchen, dessen Leben ganz glücklich zu sein scheint. Aber es scheint nur so; denn sie sind Heiden, und ein Leben ohne den lebendigen Gott, ohne den Sünderheiland, ohne den Trost des Evangeliums und die gewisse Hoffnung des ewigen Lebens kann nicht glücklich sein. Wenn unsere Missionare erst die Sprache beherrschen und dann in der Seele der Leute zu lesen verstehen, so werden sie sehen, daß auch durch die Herzen dieses Volkes ein tiefes Sehnen geht nach Freiheit, Licht und Frieden. Ebenso wie bei den Wadschagga und Wakamba wird es die Geisterfurcht sein, die wie eine bleierne Last auf dem ganzen Leben liegt und sie unglücklich macht. Wenigstens haben die Missionare bereits in Erfahrung gebracht, daß der Geisterdienst ihre eigentliche Religion ist. Die Waniramba glauben, daß die Geister der Verstorbenen beständig darauf sinnen, ihnen zu schaden und sie ins Unglück zu stürzen. Von einem Gott, der sie lieb hat und wie ein Vater für sie sorgt, wissen sie nichts. Deshalb leben sie in beständiger Angst vor den Geistern und tun alles, was sie können, um sie durch Opfer zu versöhnen und gnädig zu stimmen. Dabei nützen die schlauen Zauberer die Furcht und Unwissenheit der armen Leute in der schamlosesten Weise aus. Die riesigen Bäume, welche an den Opferstätten stehen, sind oben schon erwähnt. Jede Sippe scheint ihren besonderen Opferplatz zu haben. Missionar Ittameier wollte von einem solchen Opferbaum einmal einige Zweige abschneiden, um sie einzupflanzen. Die umwohnenden Leute baten ihn aber sehr, davon abzulassen und zeigten ihm einen andern Baum, von dem er sich Schößlinge nehmen könne. Der Missionar schonte ihr Empfinden. Mancher mag denken, daß er die Zweige nun erst recht hätte abschneiden müssen, ja, daß es am wirksamsten sein werde, einen solchen Baum einfach umzuhauen, um damit den Leuten die Nichtigkeit ihrer Ahnengeister und die Torheit ihrer Geisterfurcht recht handgreiflich zu beweisen. Aber das wäre grundfalsch; denn die Geister haben nach ihrer Meinung nur Macht über die Angehörigen der Sippe, jedoch nicht einmal über

die übrigen Volksgenossen und erst recht nicht über einen Europäer. Wenn daher auch den Missionar für die Verletzung des Opferbaumes kein Unglück getroffen hätte, so wäre damit für die Heiden nichts bewiesen. Sie würden nur durch schleunige Opfer den Zorn der Geister beschwichtigt und ihnen gelobt haben, den Opferbaum künftig besser zu hüten.

Das ist also das Volk, in dessen Mitte der Neubau errichtet werden soll. Sobald dies feststand, wurde das Werk auch alsbald in Angriff genommen. Nachdem unsere beiden Missionare sich von den Entbehrungen und Strapazen ihrer Besichtigungsreise einigermaßen erholt hatten, machten sie sich eifrig daran, die Vorbereitungen für ihre Übersiedelung zu treffen.

Die Reise ins neue Missionsgebiet.

Am 18. November nahmen die Missionare Ittameier und Wärthl Abschied vom Kilimandjaro mit seinen grünen Wäldern, seinen rauschenden Wassern und seinen schwarzen Bewohnern, die ihnen ans Herz gewachsen waren. Wohl wurde das Scheiden ihnen schwer, aber doch schauten sie freudig und dankbar in die Zukunft. Schlägt doch das Herz jedes Missionars höher, wenn er auszieht, um Pionierarbeit zu leisten und als erster den Samen des göttlichen Wortes in ein neues Ackerfeld zu streuen. Drei christliche Dschaggaburschen aus Mamba begleiteten die Missionare. Von Moschi aus benutzten sie die neue Usambara-Bahn, die sie am 20. November an die Küste nach Tanga brachte. Hier bestiegen sie am 23. November den Dampfer „Kronprinz" und landeten nach kurzer Fahrt schon am 24. November in Daressalam, wo sie in der Berliner Mission freundliche Aufnahme fanden. 10 Tage verbrachten sie hier in angestrengtester Tätigkeit. Galt es doch, die Ausrüstung für das neue Missionsunternehmen zu beschaffen. Und wieviele Dinge sind hier nötig! Nicht nur alles, was die Missionare selber gebrauchen an Nahrung, Kleidung, Büchern, Schreibmaterialien, Verbandzeug, Medikamenten, Geschirr, Kochgeräten u. dgl. mehr, sondern auch alles, was zum Bau eines Hauses, zur Gartenarbeit, zur Feldbestellung nötig ist, alle die verschiedenen Werkzeuge und Geräte, Sämereien, Tauschartikel, Geschenke und vieles andere, das alles muß besorgt, zusammengebracht und in einzelne Lasten verpackt werden. Da gibt es unendlich viel zu über-

legen und zu laufen, und die Missionare haben in den heißen Straßen Daressalams manchen Schweißtropfen vergossen. Einen Teil der Ausrüstung, der vom Missionshaus in Leipzig geschickt war, fanden sie bei ihrer Ankunft schon vor; das übrige mußte gekauft werden.

Endlich war alles besorgt, und nun ging's mit der neuen Zentralbahn im Fluge quer durch den größten Teil von Deutsch-Ostafrika hindurch. In 1½ Tagen wurde die Reise, welche früher etwa einen Monat in Anspruch nahm, zurückgelegt. Manyoni, damals die letzte Station der Bahn, lag für den Marsch nach Iramba am günstigsten. „Hier herrscht ein rechtes Kunterbunt. Regellos, wo gerade ein ebener Platz ist, sind im dürftigen Laubwald Zelte, Wellblechhäuser, Baracken und Grashütten aufgebaut, die Behausungen der weißen Bahnangestellten und der schwarzen Arbeiter. Unter freiem Himmel — einen Güterschuppen gibt es noch nicht — liegen Kisten, Kasten und Ballen, der Sonne und dem Regen preisgegeben. Ein lebhaftes Getriebe ringsum, von dem in wenigen Monaten nichts mehr zu spüren sein wird, wenn die Bahn wieder ein Stück weiter vorgerückt ist. Dann wird Manyoni still im Laubwald liegen."

Als die zahlreichen Güter und Gepäckstücke unserer Reisenden ausgeladen waren, entdeckten sie zu ihrem Schrecken, daß der Spediteur die Zelte vergessen hatte. Nun war guter Rat teuer. Ohne die Zelte war es unmöglich, sich auf den Marsch zu begeben, und auch in Manyoni war es schwierig, ein Unterkommen zu finden. Es gab dort zwar 2 elende Baracken, die sich „Hotels" nannten, doch konnte man in denselben nur Beköstigung erhalten, aber kein Nachtquartier. Dazu trafen die Missionare gerade während der kleinen Regenzeit in Manyoni ein. Sie baten freilich sofort telegraphisch um Nachsendung der Zelte; aber der nächste Zug kam erst nach 8 Tagen. Schließlich entdeckten sie ein altes, löcheriges Zelt, das man ihnen bereitwilligst überließ, und schlugen es zuerst mitten zwischen den übrigen Zelten und Hütten, am nächsten Tage etwas abseits im Walde auf.

Die unfreiwillige Wartezeit wurde ihnen dadurch etwas versüßt, daß sie einen afrikanischen Frühling recht unmittelbar erlebten. In wenigen Tagen kleideten Bäume und Büsche sich in junges Grün, und ein herrlicher Blumenflor breitete sich rings um ihr Zelt aus. Viel Mühe bereitete die Gewinnung von Trägern, da alle Arbeitskräfte in der Umgebung durch den Bahnbau in Anspruch genommen waren. Erst in dem 3 Stunden entfernten Kilimatinde erhielten sie

durch das freundliche Entgegenkommen des Bezirkschefs, Oberleutnant Willmann, 40 Leute. Mit diesen traten sie am 12. Dezember den Marsch an, nachdem inzwischen auch die Zelte eingetroffen waren. Natürlich konnten sie nur die allernötigsten Sachen mitnehmen, während sie den größten Teil der Lasten einstweilen in Manyoni zurücklassen mußten. Zum Glück war hier wenigstens ein Wellblechschuppen vorhanden.

So ging's wieder hinaus in die Wildnis! Es war ein herrliches Wandern durch die eigenartig schöne ostafrikanische Natur, ganz anders als auf der ersten Reise. Diesmal brauchten unsere Pioniere nicht auf gewundenen Negerpfaden mühsam vorwärts zu streben und mit Hilfe des Kompaß die Richtung festzustellen, sondern sie marschierten auf einem von der deutschen Regierung angelegten breiten, geraden Wege, der später in die große, von Kilimatinde nach Muansa führende Karawanenstraße einmündet. Auch die Träger waren lauter kräftige Leute, die ihre schweren Lasten unverdrossen trugen und den Missionaren auf der ganzen Reise nicht den geringsten Ärger bereiteten. An den ersten beiden Tagen durchzogen sie eine Wald- und Buschwildnis, die von steppenartigen Flächen durchbrochen wurde. Hier hatten sie häufig Gelegenheit, kleine Rudel von Giraffen zu beobachten, welche die jungen Triebe der Schirmakazien in erstaunlicher Höhe abnagten. „Herrlich sind die Lager in den hellen Mondscheinnächten," schreibt Miss. Ittameier, „wenn glitzerndes Licht über Gras und Strauch flimmert, und um das Zelt die Lagerfeuer lodern. Um diese Zeit wird das Gespräch an den Feuern lebhafter und der Schwarze mitteilsamer. Dann hat er es gern, wenn der Europäer eine Unterhaltung mit ihm anknüpft und ist empfänglich für einen harmlosen Scherz. Wird es stiller im Lager, so sind die Stimmen der Wildnis vernehmlicher. Tausendstimmiges Gezirp der Grillen, mit lautlosem Flügelschlag schwirrt der Ziegenmelker und trillert sein eintöniges Lied, dem man stundenlang zuhören kann. Helles Gebell eines Schakals oder das dumpfe, häßliche Geheul einer Hyäne mischen sich darein. Dann erschallt wohl auch die gewaltige Stimme des Löwen und legt sich beklemmend auf die Brust des Lauschenden."

Mit Tagesanbruch geht's am andern Morgen weiter. Schnell sind die Zelte abgebrochen und die Lasten aufgenommen. Einer der Missionare marschiert mit der geladenen Büchse an der Spitze. Gibt es doch zuweilen ein Rudel gieriger Hyänen zu verjagen oder gar die Karawane vor einem Löwen zu schützen. Es ist köstlich, in

den frischen Morgen hinein zu wandern und das wunderbare Schauspiel eines tropischen Sonnenaufgangs zu beobachten. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“ (Ps. 104, 24.) Freilich, wenn die Sonne höher steigt, dann macht die lähmende Hitze bald die Glieder matt. Nach acht- bis neunstündiger Wanderung ist der Tagesmarsch beendet. Die Träger werden schon müde, einige von ihnen kommen und fragen nach der Lagerstelle. „Da sehe ich eben,“ erzählt Missionar Wärthl, „eine meterlange Eidechse ins Gesträuch huschen; so muß auch Wasser in der Nähe sein. Bald war dasselbe gefunden und das Zelt dabei aufgeschlagen. Es entwickelte sich nun ein äußerst lebhaftes Treiben, und ich erstaunte, als die Träger einen riesigen Dornwall rings um das Lager aufhäuften. Es war die Furcht vor Löwen, die sie dazu veranlaßte. Malerisch war der Platz, auf dem viele Feuer lustig loderten und das Hirsemehl im Topfe schmorte. Trotz des neunstündigen Marsches konnte der eine und der andere seiner Neigung zum Tanz nicht widerstehen, und fröhlich ertönte Hörnerklang und Tanzchor. Ich sah zum erstenmal den hier üblichen Negertanz. Die Füße in Ausfall- oder Fechterstellung sind dabei zwar wenig tätig, um so ausgeprägter, ja fast ans Akrobatische erinnernd, ist das rhythmische Muskelspiel mit Schulter und Brust, das zu einer eigentümlichen Wildheit und Leidenschaft gesteigert wird, während ein Kreis von Zuschauern durch taktmäßiges Klatschen und Zurufen den Einzeltänzer noch anfeuert. Da uns für den nächsten Tag ein ganz besonders großer Marsch bevorstand, gebot ich bald Ruhe im Lager. Wer sich des Besitzes einer Wolldecke erfreute, zog sich dieselbe über den Kopf, und in kurzer Zeit lagen die einzelnen Kochgemeinschaften Seite an Seite dicht gedrängt um ihre Feuer im tiefen Schlaf.“

So zogen unsere Reisenden durch das innere Afrika. In 5 Tagemärschen durchquerten sie das volkreiche Turu mit seinen Temben (Hütten) und wohlangebauten Feldern. Dann ging's an der Landschaft Puma vorüber, die mit ihrem Steingeröll, mit ihren mannigfach geformten Felshügeln und Steinbergen einem steinernen Meere gleicht. Bei dem Militärposten Singida hielten sie einen Rasttag, weil es Sonntag war. Sie lagerten an dem gleichnamigen, salzhaltigen See, der in die sonst kahle, steinige Umgebung einige Abwechslung bringt. Ein weiterer Tagesmarsch führte sie durch die Grenzwildnis zwischen Turu und Iramba. Dann betraten sie das Land, in dem sie hinfort leben und wirken

sollen. In der dem Plateau vorgelagerten Steppe schlugen sie bei dem Gehöft des Jumben **Mtani** zum letztenmal das Lager auf. Da es den Nachmittag geregnet hatte, brachte der Abend ihnen ein wunderbares, nie gesehenes Schauspiel. „Millionen von Leuchtkäfern schwebten über den feuchten Wiesen, ein Meer lebender Funken, und so intensiv war das Leuchten, daß es wie ein heller Schimmer über dem Gras lag. Es war ein einzigartiger Anblick.“ War's nicht ein schönes Vorzeichen, daß Iramba unsere Missionare mit solchem Leuchten begrüßte in dunkler Nacht? „Mache dich auf, werde Licht! Denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir.“ Gott gebe, daß auch Iramba bald diese Botschaft versteht und beherzigt!

In der Frühe des 20. Dezember rüsteten unsere Reisenden sich zum letzten Marsch. Fröhlich und hoffnungsfreudig eilten sie vorwärts, dem nahen Ziel entgegen. Bald waren sie am Fuß des Hochplateaus von Iramba angelangt. Noch ein zweistündiger Aufstieg, dann waren sie droben in der bekannten Landschaft, die sie auf ihrer ersten Reise durchstreift hatten. Bald zogen sie durch das mehrere hundert Meter breite Flußbett des Kenganombe. Die Leute hatten sie schon bemerkt und kamen ihnen entgegen. So langten sie, von einem großen Schwarm umgeben, mittags 1 Uhr auf dem Missionsgrundstück an, mit Dank gegen Gott, der sie gnädig und freundlich in die neue Heimat geleitet.

Bald sind die Zelte aufgeschlagen und die Lasten zusammengelegt. Die Träger werden abgelohnt und treten noch an demselben Tage den Rückmarsch an. Währenddessen entwickelt sich auf dem Missionsgrundstück ein lebhaftes Treiben. Die Waniramba kommen in Scharen, um sich die Wazungu (Europäer) und ihre Sachen anzusehen. Einige bringen Mehl, Eier, Hühner und Milch zum Kauf. Bald erscheint auch der Jumbe **Kiringa** mit seinen Räten oder Beisitzern zur Begrüßung. Er bringt etwas Mehl, Milch und Eier als Gastgeschenk und erhält dafür eine kleine Gegengabe. Die Leute werden allmählich dreister und fangen an zu betteln. Selbst Kiringa hält dies nicht unter seiner Würde. Vor allem ist es ihm um „sigaleti“ (Zigaretten) zu tun. Am Abend wurde es endlich still, und die Missionare saßen noch lange vor ihren Zelten in der lauen Luft und dachten an die Zukunft.



Zeltlager der Missionare.

Ein einsames Weihnachten.

„O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ Wenige Tage vor Weihnachten waren die Missionare in die neue Heimat eingezogen. Welch ein fröhliches Rüsten und Schaffen in dieser Zeit daheim in der fernen deutschen Heimat! Welch ein Sinnen und Suchen der Liebe, dem andern eine Freude zu bereiten! Wie fröhlich klingen die Weihnachtslieder, wie mächtig schallen die Weihnachtsglocken und verkündigen der gläubigen Gemeinde von neuem die alte, selige Botschaft: „Jesus, der Retter ist da!“

Unsere Missionare konnten keine Vorbereitungen zum Fest treffen. Sie hatten nur die allernötigsten Sachen bei sich und waren nicht imstande, dem lieben Gefährten auch nur die geringste Überraschung zu bereiten. Für sie gab's keinen Weihnachtsbaum, keinen Lichterglanz. Einsam saßen sie mit ihren drei schwarzen Begleitern im heidnischen Lande ohne Orgelton und Glockenklang. Aber wenn in dieser Zeit des Singens und Klingens rings um sie her die Stille des Grabes herrschte, so sorgte der Allmächtige selber dafür, daß machtvolle Töne erklangen. Wie ein gewaltiges Weihnachtsgeläut brausten sie über das erstarrte Land dahin, als wollten sie den schlafenden Herzen zurufen: „Die Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf. Jesus, der Retter ist da!“

Am Tage vor dem heiligen Abend bedeckte sich der sonst wolkenlose, blaue Himmel plötzlich mit schwarzen Gewitterwolken. Einige

kleine Regenschauer waren schon in den vorigen Tagen gefallen, nun aber schien der eigentliche Regen kommen zu wollen. Eilig wurde ein Graben um das Zelt geschaufelt, und noch ehe diese Arbeit beendet war, brach der Sturm los. „Auf der freien Hochlandsteppe," schreibt Missionar Wärthl, „entwickeln die Stürme eine gewaltige Kraft, die kein Hindernis kennt, und es ist ein eigentümlicher Anblick, wenn sie mit ganzer Wucht auf die Zeltsegel prallen. Da nimmt so ein schwankendes Häuschen die wunderlichsten Formen an. Bald schwillt es auf, als ob es einen kühnen Flug unternehmen wollte, bald duckt es sich katzenhaft geschmeidig unter der drückenden Windeslast zusammen, wenn der Anprall die Flanke trifft. Dann wieder stemmt sich der Sturm gegen die vordere Zeltwand und droht alles auf einen wüsten Haufen zu Boden zu werfen, während der Insasse nur des Augenblicks wartet, wo er sich schnell durch einen kühnen Sprung ins Freie retten muß. Ohne besondere Übergänge wechseln die Windrichtungen in bunter Reihe. Dazu knallen und klatschen die Zeltleinen, sie beben, surren und dröhnen, wie man es nur in einem großen Maschinenraum hören kann. Längst ist das eigene Wort nicht mehr verständlich, und selbst in nächster Nähe kann man sich nur mit starker Kommandostimme vernehmlich machen. Schon fallen die ersten großen Tropfen, und dann braust ein echter Tropenguß mit einer Wucht hernieder, die selbst wir noch nicht erlebt hatten."

In wenigen Augenblicken ist der kleine, eilig aufgeworfene Schutzgraben angefüllt, der Wall weggeschwemmt, die Flut strömt unaufhaltsam ins Zelt und sucht sich auf der andern Seite einen Ausgang. Kisten und Kasten, Tisch und Stuhl, alles steht im Wasser, und die Missionare können nichts anderes tun, als mit hochgezogenen Beinen auf ihrem Bett sitzen und in die Flut zu ihren Füßen schauen. Plötzlich dringt zu allem Getöse rings umher noch ein anderes donnerähnliches Brausen an ihr Ohr, und als der Regen nachläßt und sie es wagen können, das Zelt zu verlassen, erkennen sie die Ursache. Der Kuruma, der Donnerer, zeigt, daß er diesen Namen verdient. Vor einer halben Stunde noch ein völlig wasserloses Sandbett, ist er jetzt zum reißenden Strom geworden, in welchem gewaltige Wassermassen donnernd bergabstürzen.

Als das Unwetter ausgetobt hatte, machten sich die Missionare daran, tiefe Gräben und starke Wälle um ihr Zeltlager aufzuführen, und es war gut, daß sie diese Arbeit sofort in Angriff nahmen. Denn gleich in der folgenden Nacht brach noch zweimal ein ähnlicher Guß

über sie herein. Aber nun saßen sie wenigstens trocken in ihrem Zelt und konnten vom sichern Port aus auf das Getöse lauschen, mit dem ihr erstes Weihnachtsfest in Iramba eingeläutet wurde.

So fehlten zwar die Weihnachtsglocken unsern Missionaren nicht, im übrigen aber war's eine recht stille und auch wohl etwas wehmütige Feier. Ihnen mag's weich ums Herz geworden sein, als sie nun am heiligen Abend mit ihren drei schwarzen Burschen ihre stille Weihnachtsandacht hielten, ohne einen Gruß aus der Heimat, ohne ein Zeichen der Liebe. Ihre Gedanken werden heim gewandert sein in die trauten Räume, in denen sie ihre Lieben unter dem Weihnachtsbaum versammelt wußten. Und doch sind sie fröhlich gewesen, doch hat die alte, köstliche Weihnachtsbotschaft ihr Herz mit seliger Freude erfüllt. „Jesus, der Retter ist da!" Sie waren ja nicht allein im fernen Heidenlande, sondern ihr Heiland war bei ihnen, und im Glauben an Ihn waren sie mit den Ihrigen innig verbunden, die ihnen räumlich so fern waren. Sie wußten, daß die Liebe betend ihrer gedachte, daß eine große betende Missionsgemeinde sie in Gedanken suchte auf ihrem einsamen Posten und sie und ihr Werk dem Schutz des Allmächtigen befahl. Darum waren sie getrost.

„Jesus, der Retter ist da", auch für die Waniramba, in deren Mitte sie ihr einsames Weihnachtsfest feiern. Noch wissen diese nichts vom Weihnachtslicht und Weihnachtsfrieden. Aber wie lange mag's währen, dann können sie mit ihnen zusammen ihre Knie vor dem Kindlein in der Krippe beugen. Als die Missionare am Weihnachtsmorgen hinausblickten auf die Hügel und Täler Irambas, da bot sich ihnen ein wunderbares Bild. Überall keimte und sproßte und grünte es. Die Felder kleideten sich in leuchtendes Grün, und Bäume und Büsche bedeckten sich mit Blüten. Als sie vor einem halben Jahre zum erstenmal das Land durchzogen, da war es überall kahl und grau und öde gewesen, nun lag es vor ihnen im lachenden Frühlingsschmuck. Weihnachten und Frühling fallen hier zusammen. Wird es nicht Frühling werden auch in den Herzen der Waniramba? Wird die Weihnachtssonne nicht den harten heidnischen Boden durchwärmen und die Blüten des Glaubens und der Liebe hervortreiben? „Jesus, der Retter ist da!" Als seine Boten friedelosen Herzen seinen Frieden bringen zu dürfen: der Gedanke machte ihr einsames Weihnachtsfest zu einer seligen, unvergeßlichen Feier. „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Ruruma.

So haben unsere Missionare die neue Station genannt nach dem Fluß, an welchem sie liegt. In jenen Weihnachtstagen freilich, von denen das vorige Kapitel erzählt, bot diese Station noch ein recht armseliges Bild. Eine kahle, sich zum Fluß senkende Fläche, mit einer dürftigen Grasnarbe bedeckt, hier und da etwas Gestrüpp, nur zwei wirklich große Bäume, die sich unter den übrigen verkrüppelten Bäumen wie Riesen unter Zwergen ausnahmen, und mitten in dieser Einöde die beiden Zelte der Missionare: das war Ruruma.

Aber bald sollte die Station ein anderes Aussehen gewinnen. Vor allem mußten die Missionare für sich, ihre schwarzen Begleiter und ihre Sachen eine Unterkunft schaffen. Zunächst konnten sie nur ein einfaches Lehmhäuschen im sogenannten Suahelistil aufführen. Es werden möglichst viele Stangen, so stark, wie man sie bekommen kann, in die Erde gegraben, um den Wänden Halt zu geben, und darüber wird ein ähnliches Stangengerüst für das Dach befestigt. Die Wände werden dann mit Lehm dicht gemacht und das Dach mit Gras gedeckt. Lehm war auf dem Missionsgrundstück reichlich vorhanden, aber das Holz mußte drei Stunden weit aus dem Busch geholt werden, und brauchbares Gras fand sich nur in der Entfernung von einer Stunde. So waren viele Hände nötig, um die erforderlichen Mengen von Holz und Gras herbeizuschaffen. Und dabei fehlte es an Arbeitern. Erst nach längeren Verhandlungen ließ sich Kiringa bewegen, Leute zu stellen. Um Träger für die in Manyoni zurückgelassenen Lasten zu erhalten, mußte sich Missionar Ittameier an den Chef der Militärstation Mkalama, Oberleutnant v. Blumenthal, wenden. Dieser befahl einfach mehreren Jumben, eine Anzahl von Leuten zu stellen, und an dem festgesetzten Tage fanden sich auch richtig 150 Träger in Ruruma ein. Mit ihnen machte sich Missionar Wärthl sogleich auf den Weg nach Manyoni. Er zog quer durch den Busch und kam so drei Tage schneller zum Ziel als auf der Landstraße. Der Rückmarsch wurde der Lasten wegen auf der Straße zurückgelegt.

Das Eingreifen des Bezirkschefs hatte noch eine andre gute Wirkung. Der Jumbe Kiringa wurde mit einem Male sehr diensteifrig und erbot sich aus eigenem Antriebe, Leute zu schicken. Das wurde natürlich mit Freuden angenommen, und diesmal machten die Leute ihre Sache auch besser. Bald war das nötige

Material herbeigeschafft, und als Missionar Wärthl nach etwa vierzehn Tagen wohlbehalten zurückkehrte, war der Bau so weit fertig, daß alle Sachen unter Dach gebracht werden konnten. Das neue Häuschen, das erste Wohnhaus in Ruruma, enthielt drei Räume, einen für die Missionare, einen für die drei Mambachristen und einen für die Sachen. Es war nur eine äußerst bescheidene Wohnung, die überdies von zahlreichen Moskiten heimgesucht wurde. Aber es war doch ein eigenes Heim. Alsbald wurde auch ein Garten angelegt. Nicht ohne Schwierigkeiten. Ein furchtbares Unwetter verwandelte den eben erst angelegten Garten in einen Sumpf und nötigte die Missionare, sich nach einem



Erstes Wohnhaus.

günstigeren Platz umzusehen. Zunächst war reichlich Wasser vorhanden. Zur Vorsorge für die trockene Zeit empfahl es sich aber, einen Brunnen in der Nähe des Hauses anzulegen.

In den ersten Monaten nahmen natürlich alle diese äußeren Arbeiten die meiste Zeit und Kraft in Anspruch. Aber daneben faßten die Missionare von vorherein ihre eigentliche Aufgabe ins Auge. Vor allem lag ihnen daran, in freundschaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen zu treten. Die Neugierde trieb diese anfangs in Scharen herbei, und die Missionare mußten sie manchmal in die rechten Schranken zurückweisen, wenn sie aufdringlich wurden. Aber bald gewannen die Leute Vertrauen. Eines Tages erschien Kiringa und bat um Arznei für seine geschwollenen Füße, und

nicht lange nachher wurde ein Knabe mit einem gebrochenen und arg zerquetschten Oberarm auf die Station gebracht. Als er durch Missionar Wärthl geheilt war, kamen die Leute oft mit ihren Krankheiten und Gebrechen und baten um Rat, Hilfe und Arznei. Recht hinderlich war die Unkenntnis der Sprache. Anfangs verständigte man sich durch Kisuaheli, zugleich aber widmeten sich unsere Missionare eifrig dem Studium der Landessprache. Lange Zeit konnten sie keinen Sprachlehrer finden. Schließlich aber war ein Nachbar, Mutiki, bereit, kazi ya kufundisha (Unterrichtsarbeit) zu tun. Er machte seine Sache gar nicht schlecht. „Täglich sitzt er 1—2 Stunden bei uns," schreibt Missionar Ittameier, „um uns in die Geheimnisse des Kiniramba einzuführen. Schlechtes Suaheli vermittelt die Verständigung. Dies reicht aber nur sehr unvollkommen für unsere Zwecke. Bei Feststellung der Regeln für Substantiv, Adjektiv, Pronomen, Präpositionen geht es zur Not, versagt jedoch beim Verbum, allerdings der schwierigsten Materie, meist völlig. Da gibt es denn viele Mißverständnisse, und man schreibt manches als richtig auf, was sich später als Unsinn herausstellt. Immerhin ist uns schon eine ganze Reihe von Regeln des Kiniramba klar geworden. Es gibt auch kaum etwas Anregenderes und Interessanteres, als das Erforschen einer unbekannten Sprache. Auch bildet dies ein Gegengewicht gegen den vielen äußeren Betrieb."

Mit der eigentlichen Missionsarbeit kann natürlich erst begonnen werden, wenn die Missionare die Sprache einigermaßen beherrschen; und doch haben sie auch in dieser Beziehung schon einen erfreulichen Anfang machen dürfen. Unter den ersten Arbeitern waren zwei junge Männer, Kengo und Mukonge, den Missionaren von Anfang an durch ihr bescheidenes Wesen und ihre Willigkeit aufgefallen. Diese baten eines Tages, daß sie im Lesen unterrichtet würden. Als die beiden Jünglinge ihre Bitte wiederholten und auch der Sohn des Jumben sich ihnen anschloß, wurde ein Anfang gemacht. Seitdem kommen die drei jungen Leute regelmäßig früh vor Arbeitsanfang und abends nach Schluß der Arbeit und treiben mit großem Eifer das Abc. Es wird nicht lange währen, dann können die Missionare ihnen mehr bieten und ihnen von dem erzählen, der auch ihr Heiland werden möchte. Vielleicht suchen diese Schüler auch noch etwas mehr bei den Missionaren als die Kunst des Lesens. Eines Morgens kam einer der drei zu Missionar Ittameier, um ihn in einer Sache um Rat zu fragen. Ein Mann wollte ihm seine Tochter zur Frau geben, er habe aber schon eine Frau; ob es recht sei, noch eine

zweite Frau dazu zu nehmen? Wie kam der Mann zu dieser Frage? Die Missionare hatten nie mit ihm über die Ehe oder die Vielweiberei gesprochen. Vielleicht hatte er durch die drei Mambachristen etwas über christliche Anschauungen erfahren. Aber ist es nicht doch wunderbar, daß diese Frage ihm nun schon zu einer Gewissensfrage wurde? Jedenfalls waren diese kleinen Erlebnisse für unsere Missionare gleichsam eine Verheißung künftiger Ernten, die sie mit großer Freudigkeit für ihre Säemannsarbeit erfüllte.

Zunächst gibt es freilich noch viel äußere Arbeit zu tun. Die Missionare mußten vor allem ein festeres Wohnhaus bauen, da die leichte Lehmhütte den Termiten nicht lange widerstehen konnte und auf die Dauer auch zu wenig Schutz gegen Wind und Wetter bot. Welches Material aber sollte verwandt werden? Man dachte an Bruchsteine. Da aber ein Bruchsteinbau mühsam und teuer ist und Ruruma genug Lehm und Sand hat, so kamen die Missionare auf den Gedanken, die neuen Bauten aus Ziegeln aufzuführen. Sie hatten zwar im Ziegelformen keine Erfahrung, machten sich aber doch alsbald an die Arbeit. Aus Kistenbrettern wurde eine Form hergestellt und nach unendlich vielen mißglückten Versuchen gelang es zuletzt, die richtige Mischung zu finden und gute, feste Ziegeln herzustellen. Nun wurde ein kleiner Ziegelschuppen errichtet, und dann ging's frisch an das Ziegelformen.

Als nach beendeter Ackerbestellung sich große Scharen von Arbeitern meldeten, begann in Ruruma eine Zeit fröhlichen Schaffens. Ein größerer Ziegelschuppen wurde in Angriff genommen. Einen Teil der Arbeiter beschäftigte man beim Ziegelformen. Andere schachteten den Grund zum neuen Wohnhaus aus; bald wurden die Fundamente gelegt, und schon wachsen die Mauern in die Höhe. Wieder andere sind mit der Anlegung von Wegen oder mit Gartenarbeit beschäftigt. Schon können die Bäumchen ausgepflanzt werden. Wie lange wird's währen, dann wächst in Ruruma der dringend nötige Holzbestand heran. Da es in ganz Iramba kein Bauholz gibt, so zog Missionar Wärthl mit einer Schar Arbeiter nach dem anderthalb Tagereisen entfernten Ussure, um dort Balken und Bretter für die Neubauten zu schneiden. Ein Ochsengespann erleichtert jetzt den Transport wesentlich. Natürlich wurde auch sogleich Vieh angeschafft. Die Missionare müssen ja Milchkühe und Schlachtvieh haben. Zu dem ursprünglichen Missionsgrundstück wurden darum noch 130 ha als Weideland von der Regierung hinzugepachtet und einige Jungen als Viehhirten angestellt.

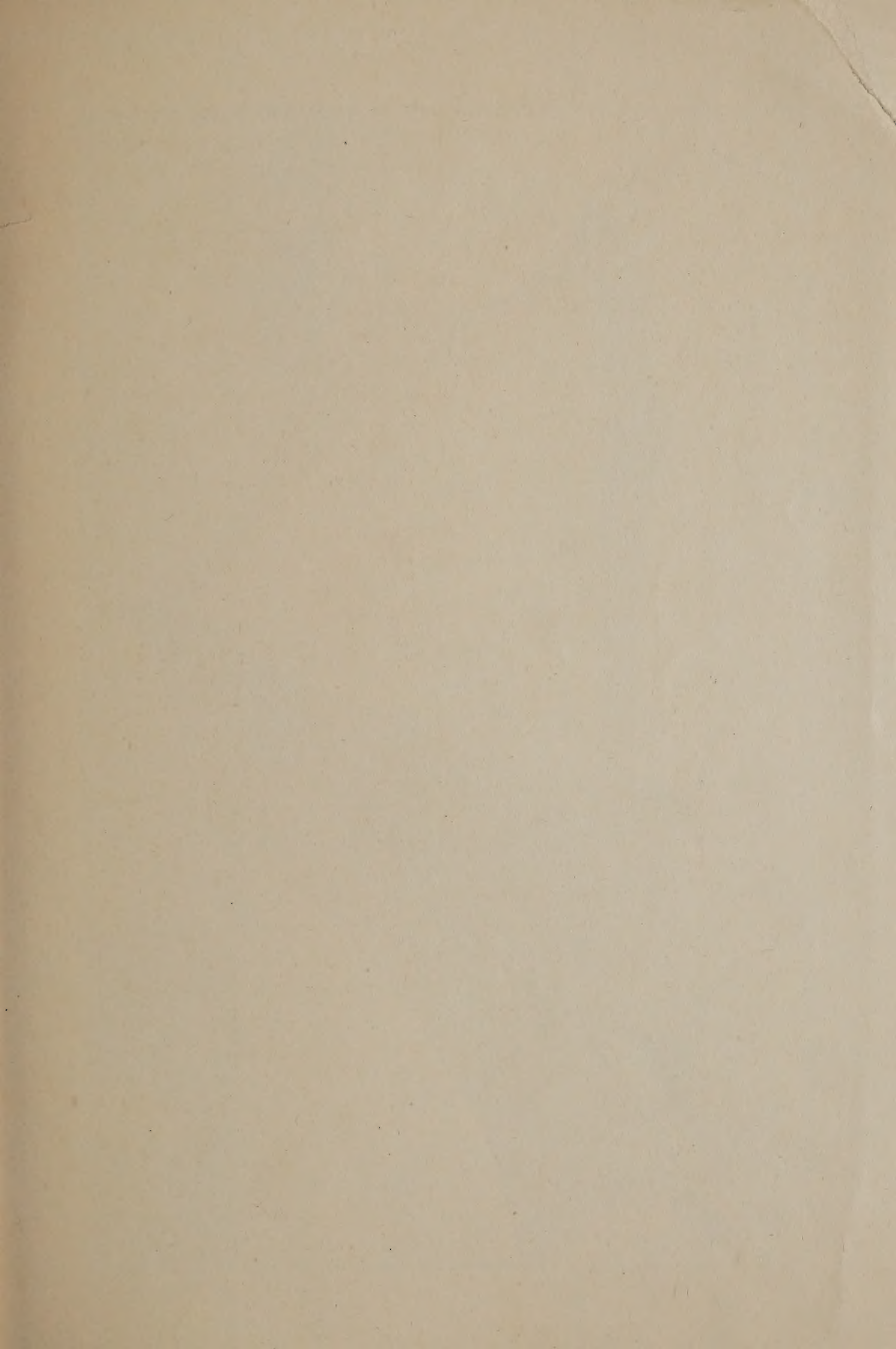
So gibt es in Ruruma Arbeit in Hülle und Fülle, und es ist eine Lust zu sehen, wie die Missionsstation allmählich emporwächst. Wenn das neue steinerne Wohnhaus fertig ist, muß vor allem ein Schulhaus gebaut werden, das zugleich als Gottesdienstlokal dienen kann. Dann ist ein Stall nötig, ferner eine Werkstatt, eine Kostschule und anderes mehr. Die Missionare müssen noch tüchtig ihre Hände rühren, bis sie aus dem Gröbsten heraus sind. Solch eine Neugründung stellt ungeheure Anforderungen an die Kraft, und die Missionare suchen des Abends meistens todmüde ihr Lager auf. Aber doch ist's ein fröhliches Wirken und Schaffen, doch sind sie jeden Abend dankbar, daß sie mit Gottes Hilfe wieder ein kleines Stück weitergekommen sind. Und ist dann der Sonntag da, so freuen Leib und Seele sich der erquickenden Ruhe. Da versammeln sie die kleine Christenschar zum Gottesdienst, da blicken sie mit dankbarer Freude auf ihr bisheriges Werk, das Gott so freundlich gefördert, und hoffnungsvoll wandern die Gedanken wohl hinaus in die Zukunft.

Wie mag es nach drei, vier Jahrzehnten in Iramba aussehen? Dann ist die Station Ruruma längst ausgebaut und in weitem Umkreis um die Kirche liegen die netten Steinhäuser, die sich die schwarzen Christen gebaut haben. Am Sonntag strömen große Scharen festlich gekleideter Eingeborener zum Gottesdienst. Und vielleicht steht ein schwarzer Pastor auf der Kanzel. Vielleicht hat dann das Evangelium auch schon in die Nachbarländer hinübergegriffen, nach Turu, Ussandaui, Ussure, Iraku, und eine Kette von Missionsstationen durchzieht die Länder und schlägt die Brücke zum Meru und Kilimandjaro.

Werden diese Zukunftshoffnungen sich verwirklichen? „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!" Möchten diesen Ruf die jungen Theologen hören, die Lehrer, die Ärzte, die Diakonissen, die Handwerker! Möchten alle den Ruf hören, die den Herrn und sein Missionswerk lieb haben! Es sind mehr Arbeiter nötig, größere Mittel, treuere Gebete. Darum auf, Herzen und Hände, für das neue, verheißungsvolle Missionswerk!

Auf, laßt uns Zion bauen
Im fröhlichen Vertrauen
Zum Herren Jesus Christ!
Zion muß größer werden,
So groß, daß auf der Erden
Kein Mensch mehr außer Zion ist!

Druck von Frankenstein & Wagner, Leipzig.





Bei Unwetter im Zelt